

Maria Tekülve

Josephine und wir – oder: 15 Jahre sambische Peripherie*

Nordwestprovinz Sambia, 1988. Eintöniger Miombo-Wald, soweit das Auge reicht. Von einer Anhöhe aus geht der Blick zum flimmernden Horizont, vielleicht Angola, wo damals der Krieg noch tobte. Schotterpiste, in deren Schlaglöcher sich die Schweine suhlen. Gelegentlich kommt ein *Pickup* entgegen oder ein Mann mit einem Ochsengespann oder ein Radfahrer mit ein paar Hühnern, kopfüber an die Längsstange des Fahrrads gebunden, oder eine Gruppe Frauen mit Kalebassen auf dem Kopf und Babies auf dem Rücken. Hier und dort kleine Weiler mit grasgedeckten Lehmhäusern, manche mit Ziegeln und Wellblechdach, beschattet von Mangobäumen und Bananenhainen. Dazwischen kreischende Kinder in zerlumpten Kleidern. Rauchschwaden ziehen von den offenen Feuern herüber, unter dem *Sango*, der mit Schilf überdachten, offenen Feuerstelle, palavernde Männer. Manchmal eine grüne Senke, in der Rinder weiden, oder Felder mit Maniok, Mais und Erdnüssen. Je nach Beschaffenheit von Straße und Stoßdämpfer gleitet oder ruckelt man über Stunden so durch die Landschaft. „You cannot imagine, how boaring it is, to live here in these villages!“, sagte Josephine einmal auf einer der langen Autofahrten zu mir.

Wenn sich der Blick auf eine breite Flussaue öffnete, darin der träge mäandrierende Kabompo-Fluss mit Hippos und Krokodilen, war man kurz vorm Ziel. Abends auch erkennbar an den elektrischen Lichtern in der Ferne, das war Kabompo, der Hauptort des Distrikts. Ein paar tausend Einwohner, staubige Sandwege, aber wellblechgedeckte Steinhäuser mit Wasseranschluss und einige sogar mit Telefon. Kein Fernseher, keine Zeitung, nur knisternder Radioempfang. Und eine schäbige Kneipe, die *Council Bar*, die nur selten Bier zu bieten hatte, denn es war noch zu Zeiten von Präsident Kaunda, als die Beschaffung eines Kastens des in Sambia hergestellten *Mosi*-Biers eine organisatorische Herausforderung darstellte. Nicht weit davon entfernt der sogenannte „Marktplatz“: Drei Bäuerinnen, die eine Handvoll Tomaten und ein Bund Bananen anboten, zwei staatseigene Geschäfte mit nichts weiter als ein paar Kerzen und Streichhölzern, manchmal

* Der Artikel gibt die persönlichen Ansichten der Autorin wider.

Vaseline, in den Regalen. Ein paar Mal im Jahr gab es Seife, Salz, Zucker und Öl. Alles zusammen Annehmlichkeiten, welche die Dörfler „luxuries“ nannten. Nicht weit davon entfernt ein Krankenhaus mit dem Allernötigsten und ein paar Schulen für wenig Mehr als das Alphabet und das Einmaleins. Irgendwo auch die Bürogebäude für die Distriktverwaltung und das Projekt, für das ich arbeitete. Am schwarzen Brett ein einziges, etwas gruselig-makaber wirkendes Plakat: eine Zeichnung eines bis auf die Knochen abgemagerten Mannes, darunter: „AIDS threatens your life“. Mein Kollege kommentierte grinsend: „Maria, do you know what Aids stands for!? American invention to destroy sex! The Americans are just jealous!“

Dabei war – und ist – Kabompo kein unbeschriebenes Blatt, im Gegenteil. Heerscharen von Missionaren aus Neuseeland und Frankfurt, Ethnologen, Soziologen, Historiker und Entwicklungsexperten aus Berlin, Cambridge und New York kennen die abgelegene Region und schrieben darüber – gerade weil sie so abgelegen war. Die sambische Tourismusbehörde warb mit dem Slogan „Zambia – the real Africa“. Es war genau diese Abgeschlossenheit, die Kabompo so interessant machte – und uns zu Einkommen, Auszeichnungen und Titeln verhalf und den Stoff für Regale voller Studien, Aufsätze und sogar Romane lieferte. Spätere Weltliteraten, darunter kein geringerer als Henning Mankell, mein damaliger Nachbar, ließen sich dort inspirieren. Aber in seinem Buch „Das Auge des Leoparden“, nur düster und schwer ohne die andere Seite der Realität, fand ich die Region nicht wieder. Auch Nasrin Siege, die für ihr Kinderbuch „Sombo – das Mädchen vom Fluss“ später einen Preis erhielt.

Josephine begegnete ich zum ersten Mal Ende der achtziger Jahre, als sie sich als Dolmetscherin für eine Berliner Forschungsgruppe in unserem Projektbüro vorstellte. Sie kam aus einem der Dörfer außerhalb von Kabompo, ohne Strom und dergleichen. Ihre Mutter – der Vater war irgendwo – besaß gerade einmal ein Maniok-Feld und ein paar Hühner. Josephine hatte es auf die Oberschule geschafft. Sie brauchte Geld für ein paar Hefte, ein Stück Seife, eine neue Bluse vielleicht. Sie war damals achtzehn, aufgeweckt, sprach ein leidlich gutes Englisch, war stets nett zurechtgemacht und geradezu sprudelnd vor Lebensfreude. Sie träumte den Traum aller Mädchen: einen Mann aus der Stadt zu heiraten, vielleicht sogar einen Weißen, mit einem Moped oder sogar Auto und einem Fernseher, natürlich „smart and tender“, keinen prügelnden Alkoholiker. Josephine stand strahlend vor mir, drehte gedanklich das Radio auf, ließ Zaire-Musik erklingen, wippte mit den Hüften und gluckste vor Freude. Sie besaß das Talent, Träume in Realitäten zu verwandeln – gedanklich.

Josephine bekam den Job. Wir beschäftigten sie auch nach Abreise der Berliner Gruppe. Bald gehörte sie zu dem Kreis der kleinen und mittleren Beamten des Ortes und der Projektmitarbeiter. Wann immer es irgendwo einen Kasten

Mosi zu leeren gab, in der *Council Bar* oder auf einer privaten Terrasse, und Musik zu hören war, war sie dabei, lachte und tanzte wie das blühende Leben. Bald sah ich sie mit diesem, bald mit jenem Mann, mal mit einem schwarzen, mal mit einem weißen. Es dauerte nicht lange, bis abschätzig Gerüchte über sie kursierten – genau aus dem Kreis der Männer, mit denen ich sie sah. Irgendwann zog sie bei einem Junggesellen in Kabompo ein, mit Strom, Wasseranschluss, Telefon und Auto, also alle „luxuries“ auf einmal. Da schien Josephine schon kurz vor dem Ziel. Aber es war nicht ganz klar, ob sie Angestellte oder Freundin war oder beides oder nichts davon.

Ende 1990 verließ ich Kabompo, um in den nachfolgenden Jahren für jeweils mehrmonatige Forschungen in den Dörfern zurückzukehren. Gleich am ersten Morgen saß Josephine dann auf meiner Terrasse, erwartungsvoll, und fast so fröhlich wie bei unserer ersten Begegnung. Die Schule hatte sie abgebrochen, und bei dem Mann war sie wieder ausgezogen: „For the whole night I just got a piece of soap, and for all the household work just food!“ Ob ich nicht einer besser bezahlte Arbeit für sie hätte. Ich stellte Josephine ein. Während der Feldbesuche machte sie für unsere kleine Truppe – zwei Dolmetscher gehörten auch dazu – den Haushalt: Wasserholen, Feuer schüren und Essen kochen. Die Vorschüsse setzte Josephine postwendend in neue Frisuren um, wie „Moonshuttle“ – wegen der vielen kleinen Zöpfchen, die wie Antennen vom Kopf abstanden. Oder in die Körperlotion „Shining Star“ aus Südafrika, auf der eine weiße Frau mit einer Art Heiligenschein abgebildet war. Ein anderes Mal war es ein *Betty-Barclay*-Kleid von einem der neuen Altkleider-Händler, mit einem mir sehr bekannten Muster und einem E.T.-Namensschildchen, weshalb ich mir sicher – und Josephine (ebenso wie ich auch) ganz aus dem Häuschen – war, dass es einmal meiner Schwester gehört hatte. So klein ist die Welt – in Zeiten des Globalen. Übrigens war das nur möglich wegen der wirtschaftlichen Liberalisierung in Sambia, die auch Kabompo erreicht hatte.

Wir hatten eine gute Zeit. Während wir Interviews führten, beschaffte Josephine alle Schätze, die es im Dorf zu kaufen gab: Hühner, Fisch, Süßkartoffeln, manchmal sogar Orangen. Entsprechend üppig und zufrieden waren die Abendessen. Josephine aß für drei, manchmal verschämt, wenn wir über sie lachten. Danach hielt ich meinen knisternden Weltempfänger ans Ohr, wo mir BBC den Zugang zur Welt verschaffte. Fanden wir einen Sender mit Musik, drehten wir auf, klatschten in die Hände und stampften im Rhythmus um das Feuer. Da spielte es keine Rolle, dass Josephine ungewöhnlich viel Haushaltsgeld brauchte, mal Socken, mal ein Handtuch und mal ein T-Shirt von mir einfach so verschwand. Erst als eines abends die Batterien aus meinem Weltempfänger verschwunden waren, wurde ich sauer. Wenigstens leisteten sie einen Beitrag zur politischen Information der Dorfbevölkerung, denn Tage später, es war Ende 1991, fanden nach

Jahrzehnten erstmals wieder demokratische Wahlen im Land statt, und die Männer saßen unter den *Sangos* um die Kofferradios herum, aus denen die Wahlergebnisse knisterten. Bei meinem letzten Forschungsaufenthalt, 1993, vermisste ich Josephine auf der Terrasse. Es hieß, sie sei mit einem Mann nach Mongu gezogen, zwar keine Großstadt und nicht der Kupfergürtel, aber eine Stadt mit allen „luxuries“, immerhin. Jahrelang hörte ich nichts von ihr.

1997, als ich für meine Forschungen den Doktorhut erhielt, gebar Josephine ihr drittes Kind. Ich erfuhr es aus einem sorgfältig geschriebenen Brief, den mir ein Berliner Freund, der in Kabompo in Sachen Habilitation unterwegs gewesen war, von ihr übergab. Es war ein Brief mit – für sambische Verhältnisse – ungewöhnlichen Wünschen und voller Klagen, gar nicht ihre Art. Sie bräuchte Geld für einen Kinderwagen: „Imagine, I have to carry my babies on the back, like all African women! I want to drive them in a buggy like the white women do!“ Ich schickte Geld, mit dem Hinweis, dass es für Kleidung und Essen sei.

Es dauerte elf Jahre, bis 2004, bis ich wieder nach Kabompo kam. Auf den ersten Blick war alles unverändert: der endlose Miombo-Wald, palavernde Männer am Feuer, Kinder mit Rotznasen. Erst auf den zweiten Blick sah ich die vielen Fahrräder und Ochsenkarren, die kleinen Restaurants, und sogar einige kleine Solar-Anlagen. Die *Council Bar* war der Privatisierung zum Opfer gefallen, dafür gab's eine ansehnliche Bar mit Mosi, Coca-Cola, und einem Fernseher, in der gerade sambische Fans auf die Fußball-Europameisterschaft anstießen. Zeit für einen Blick hinter die Kulissen blieb nicht. Als ich am Morgen auf die Terrasse kam, saß dort – Josephine! Nett zurechtgemacht, scheinbar kaum gealtert, schlank (dünn?) wie eh und je, kam sie lächelnd auf mich zu. Den Blick gesenkt, auch das war früher nicht ihre Art, berichtete sie von ihrem Leben: drei Männer, fünf Kinder, die beiden Ältesten in Mongu bei ihrem Vater. Der Mittlere bei ihr, er sei der beste in der Schule. Die beiden Jüngsten Zwillinge, gerade mal ein Jahr alt. Aber gesund! Dabei blickt sie endlich auf. Nur ihr Mann, der sei krank. Er könne nicht arbeiten, schon lange nicht mehr, überall voller Wunden und immer mit hohem Fieber. Und – „Imagine!“ – im Hospital sagen sie trotzdem, dass er negativ sei, nur damit sie ihnen das „Home Based Care Paket“ nicht geben müssten. Aber das könne gar nicht sein, und deshalb würden sie morgen noch mal zum Test gehen!

Am Tag meiner Abreise kommt Josephine noch einmal, dieses Mal mit den Zwillingen auf dem Rücken, von der Last ein wenig gebeugt. Ein speckiges Kinderbeinchen lugt an jeder Seite hervor, und zwei Paar neugierige Augen unter krausen Lockenköpfchen mustern mich. Es sieht beinahe lustig aus. Josephine setzt sich auf einen Mauervorsprung und löst die Tücher. Die Beinchen zappeln, zielstrebig machen sich die Händchen an ihrer Bluse zu schaffen. „You cannot imagine how tiresome these two are! They want me to feed them all the

time!“ Ich öffne meinen Koffer, hole T-Shirts, Handtuch und Seife hervor, und gebe ihr Geld: „For a Moon Shuttle, Shining Star or a Betty-Barcley-dress“, sage ich. Da lacht sie endlich: Ja, eine neue Frisur, die wäre nicht schlecht: „Just for a change!“

Anschrift der Autorin
Maria Tekülve
mtekuelve@aol.com